

schungs- und Diskussionsstandes. Dieser ist schließlich auch in der den Beiträgen dankenswerter Weise angehängten Auswahlbibliographie einzusehen und weiter zu verfolgen.

Claudia Opitz, Basel

Helga Meise, **Das archivierte Ich. Schreibkalender und höfische Repräsentation in Hessen-Darmstadt 1624–1790** (Arbeiten der Hessischen Historischen Kommission, Neue Folge; 21). Darmstadt: Hessische Historische Kommission 2002, 644 S., 15 Abb., 1 Stammtafel, EUR 50,00, ISBN 3-88443-043-2.

Die ‚Annäherung an den Menschen in der Geschichte‘ (Schulze) stellt eines der interessantesten Felder der Forschung dar. Aussagen über das eigene Ich, über Wünsche, Sorgen und Hoffnungen, aber auch über alltägliche und außergewöhnliche Vorkommnisse etc. finden sich in den verschiedensten Textsorten.

In ihrer Habilitation hat die Germanistin Helga Meise eine in der Frühen Neuzeit weit verbreitete Quellengattung analysiert, die häufig autobiographische Aufzeichnungen enthält. Der jährlich in Buchform erscheinende „Schreibkalender“ zählte zwischen 1550 und 1800 zu den meist verkauften Druckwerken. Das sich durch vielseitige Verwendbarkeit besonders auszeichnende Medium bot dem Nutzer beziehungsweise der Nutzerin freien Druckraum für persönliche Notizen. Das Medium, das alltäglich zur Hand war, förderte unabhängig vom Stand seiner Nutzer autobiographisches Schreiben. An einem prominenten ‚Fall‘ hat Meise in akribischer Kleinarbeit den immensen Informationsgehalt des massenhaft auftretenden Schriftgutes ausgewertet. Ihre langfristige, serielle Studie lässt formale wie inhaltliche Strukturmerkmale dieses spezifischen Mediums im Kontext höfischer Schriftlichkeit erkennen. Die Aussagen der Schreibkalender setzt sie darüber hinaus in Bezug zu vielfältigen weiteren Textsorten, die Lebenszusammenhänge und Selbstbild der Verfasserinnen und Verfasser rekonstruieren helfen.

Auf der Grundlage von 177 Schreibkalendern, die von dreizehn Mitgliedern der hessen-darmstädtischen Landgrafenfamilie in acht aufeinander folgenden Generationen im Zeitraum von 1624 bis 1790 nahezu ohne Unterbrechung geführt wurden, hat die Verfasserin die Entwicklung der Aufzeichnungen in ihrem sozialen und kulturellen Kontext systematisch untersucht. Sie weist nach, dass es sich nicht um ‚Verbrauchsliteratur‘ handelte, sondern die Darmstädter Schreibkalender vielmehr durch die traditionelle Aufbewahrung im Archiv gleichsam nobilitiert wurden. Die Aufzeichnungen traten neben andere Überlieferungsträger und wurden im Rahmen des adeligen Geschlechterverbandes ‚öffentlich‘. In den Schreibkalendern der landgräflichen Familie stellen Aussagen über das eigene Ich, gar Beschreibungen des physischen oder psychischen Befindens zunächst die absolute Ausnahme dar. Sie finden sich jedoch durchweg in anderen Formen höfischer Schriftlichkeit, in ästhetischen und kulturellen Texten wie Balletten, Aufführungen, (Reise-)Diarien, Gedichten und Gebeten, aber auch in Testamenten, Inventaren und Memorialien. Einhergehend mit dem Bedeutungsverlust dieser Textsorten übernahm der

Schreibkalender ihre spezifischen Funktionen; damit eignete sich das Medium auch ihre repräsentativen Aufgaben zunehmend an. Im Verlauf der Differenzierung von Schreibkalender und Tagebuch stieß es jedoch schließlich an seine Grenze: Im 18. Jahrhundert führte Landgräfin Karoline (1721–1774) zwei Kalender nebeneinander, einen ‚öffentlichen‘ für das Archiv und einen ‚privaten‘, den sie nach ihrem Tod vernichtet wissen wollte.

Nach einem einleitenden Kapitel, in dem zunächst das Medium als solches und anschließend die Darmstädter Schreibkalender als Schriftträger vorgestellt werden, hat Meise die Schreibkalender dreier landgräflicher Ehepaare ausgewertet. Die Analyse der Interferenzen zwischen der Praxis der Kalenderführung und anderen kulturellen Praktiken bringt die Entwicklung und den Wandel der Kalenderaufzeichnungen, die gesamten – fassbaren – sozialen und kulturellen Kontexte und Handlungen, die gegenseitige Vernetzung sowie ihre Verschiedenheit und ihr Auseinandertreten zum Ausdruck. Dabei dienen Ich-Aussagen und Aussagen über die „repräsentatio maiestatis“ als Parameter für die Untersuchung der Interferenzen zwischen den stereotyp formalisierten und sich wiederholenden Notaten und dem Handlungskontext, der das Leben des Schreibers beziehungsweise der Schreiberin prägte.

Das ‚Vordringen des Mediums in die höfische Gesellschaft‘ diskutiert die Verfasserin im zweiten Teil der Untersuchung anhand der Schreibkalender von Sophia Eleonora von Sachsen (1609–1671) und Georg II. von Hessen-Darmstadt (1605–1661). Ich-Aussagen der Landgräfin lassen sich in ihren Kalendern kaum nachweisen; hier dominiert die formelhafte Verzeichnung von täglichen Verrichtungen und besonderen Ereignissen. In festlichen Aufführungen, die Sophia Eleonora selbst verfasste und organisierte, tritt die Landgräfin als die zentrale Figur auf und verankert so ihre Person in der „repräsentatio maiestatis“; demonstriert wird ihre politische Verantwortung für die dynastische Herrschaft. Mit Zeremoniell und Festkultur weist der Schreibkalender nur wenige Berührungspunkte auf; während ihrer Witwenschaft lässt sich mit anderen Schriftformen, mit Memoria, Funeralpublizistik und Gebeten, ein wechselseitiger Einfluss ausmachen. Ebenso wie seine Gemahlin hält Georg II. alltägliche Verrichtungen und besondere Vorkommnisse fest. Seit der Übernahme der Regierung 1625 treten in seinen nunmehr selbstständig verzeichneten Notaten Ich-Aussagen auf. Im Unterschied zu Sophia Eleonora, die im Rahmen der Divertissements eine aktive Position einnimmt, sind für den Landgrafen Regierung und Frömmigkeit von zentraler Bedeutung. Von besonderem Interesse sind die zahlreichen Testamente, die er verfasst hat. Die Praxis des Testierens liefert den größten Aufschluss über Georgs Hinwendung zu Schriftlichkeit und Selbstdeutung: Hier reflektiert er über seine Regierungsführung und seine Rolle als Landesherr.

Im dritten Teil wird auf der Grundlage der Schreibkalender von Ludwig VI. von Hessen-Darmstadt (1630–1678) und seiner zweiten Gemahlin, Elisabeth Dorothea von Sachsen-Gotha (1640–1709), ‚der Schreibkalender als höfische Praxis‘ untersucht. Elisabeth Dorothea verzeichnet ihren Tagesablauf mehr als vierzig Jahre lang absolut regelmäßig. Die Analyse der Text-Kontext-Bezüge zeigt, dass der Rückgang der höfischen Festkultur die Bedeutung des Schreibkalenders stärkt. Das Spektrum der festgehaltenen Themenbereiche weitet sich aus, serielles Auflisten wird von ausführlichen Beschreibungen abgelöst. Der Schreibkalender ist für die Landgräfin nicht nur Instrument der Repräsentation, Mittel zur Dokumentation der standesgemäßen Lebensweise, sondern darüber

hinaus Medium für autobiographische Aussagen jenseits der „repräsentatio maiestatis“, für Selbstrepräsentation. Landgraf Ludwig VI. hingegen wendet sich anderen Formen von Schriftlichkeit, insbesondere der Poesie zu; nach seiner Kavaliere- und Bildungsreise verliert der nur mit langen Unterbrechungen geführte Schreibkalender für ihn an Bedeutung. Mit der Übernahme der Herrschaft beschränkt sich der Themenbereich auf die eigene Regierungshandlung. Aussagen über seine Befindlichkeit trifft der *princeps et poeta* ausschließlich in Gedichten, Festen, Gebeten und Meditationen. In diesen Texten wird nicht nur der Ruhm des Fürsten, sondern auch sein menschliches Leiden, Trauer und Einsamkeit thematisiert und völlig auf „repräsentatio maiestatis“ verzichtet.

Im 18. Jahrhundert gerät der Schreibkalender in das ‚Spannungsfeld von dynastischer Tradition und Selbstreflexion‘. Die Schreibkalender von Ludwig IX. von Hessen-Darmstadt (1719–1790) und der als ‚Großen Landgräfin‘ bekannt gewordenen Karoline von Pfalz-Zweibrücken (1721–1774) bilden die Quellenbasis des abschließenden vierten Teils. Ludwig IX., der einen eigens für ihn hergestellten Kalendertyp verwendet, hinterlässt 54 Kalenderjahre. Der Landgraf äußert sich zwar über das eigene Befinden, das vor allem mit der Sorge um die eigene Gesundheit und das Verhältnis zu seiner Gemahlin verknüpft ist. Mit dem Rückgang der Eigenhändigkeit, der Kalenderführung durch Sekretäre und dem Übergang zu Listenhaftigkeit werden Ich-Aussagen jedoch ausgeblendet; Vorrang genießen die Aufzeichnungen über das Militär, auf das die gesamte Lebensführung des Landgrafen ausgerichtet ist. Indem der Fürst darüber hinaus seine Existenz als Soldat und Befehlshaber, als Zentrum des Staatsmechanismus dokumentiert, repräsentiert der Schreibkalender sein Ich. Grundsätzlich unterschieden davon ist die Kalenderführung seiner Gemahlin. Karolines Verfügung, nach ihrem Tod nur einen Teil ihres Nachlasses aufzubewahren, den anderen aber zu vernichten, verweist auf die Differenzierung von Schreibkalender und Tagebuch. Die Notate in den erhaltenen zehn Schreibkalendern sind lückenhaft und befassen sich zur Kontrolle der eigenen Finanzen ausschließlich mit Ausgaben. Aus dem Jahr 1772 sind zwei Kalenderexemplare erhalten. Diese ‚privaten‘ Kalender, die wahrscheinlich nur zufällig erhalten blieben, sind aufgrund formaler und inhaltlicher Übereinstimmungen den darmstädtischen Schreibkalendern an die Seite zu stellen. Hier spricht die Landgräfin über ihr eigenes Ich; die Aussagen erlauben einen Einblick in ihre Selbstwahrnehmung, lassen ihre Wünsche und Hoffnungen erfassen. Dieser Schreibkalender entspricht am ehesten dem, was heute als Tagebuch gilt.

Mit ihrer Fallstudie liefert Meise nicht nur der literaturgeschichtlichen Forschung entscheidende Anregungen für die Untersuchung autobiographischer Schreibformen in der Frühen Neuzeit. Die bislang kaum beachtete Quelle ist auch für die historische Forschung von großem Nutzen; insbesondere der frauen- und geschlechtergeschichtlich perspektivierten Dynastieforschung ist ein interessantes Feld eröffnet worden. Die unterschiedlichen Lebensphasen, der Alltag einer regierenden Fürstin, einer Regentin respektive einer fürstlichen Witwe werden auf der Grundlage der Schreibkalender nahezu lückenlos erfasst. Das Neben- und Miteinander des Ehepaares sowie die unterschiedlichen, jedoch gleichwertigen Aufgabengebiete der ‚Obrigkeit im Elternstand‘ (Wunder) lassen sich rekonstruieren. Die zahlreichen ausführlichen Quellenzitate ermöglichen darüber hinaus eine Annäherung an das Selbstverständnis von Fürst und Fürstin. Aussagen in der Verfassungs- und Landesgeschichte über die Herrschaftsbeteiligung von Fürstinnen, die nach wie vor

von der dichotomischen Trennung der Geschlechter geprägt sind, müssen aufgrund von Meises Ergebnissen revidiert werden. Für Kontinuität und Stabilität des dynastischen Fürstenstaats waren Position, Rolle, Aufgaben und Pflichten der Landesmutter existentiell.

Pauline Puppel, Kassel

Hildegard Elisabeth Keller, **My Secret is Mine: Studies on Religion and Eros in the German Middle Ages** (Supplements Studies in Spirituality; 4). Leuven: Peeters 2000, 297 S., 19 Abb., EUR 45,00, ISBN 9-04290-871-8.

Die Veröffentlichung dieser Forschungsarbeit, deren anregender Titel uns jenes „secretum meum mihi, secretum meum mihi“ von Bernhard von Claraval ins Gedächtnis ruft, stellt einen unvergleichlichen Beitrag zur Untersuchung eines Themas dar, das bislang innerhalb der deutschen Geisteswissenschaften kaum erforscht worden ist: die Beziehung geistlicher Frauen zu ihrem „Geliebten“, Gott, aus symbolischer Sichtweise, eine Liebesbeziehung also, die wir auf sehr ähnliche Weise in der Gesamtheit der deutschen Literatur des Mittelalters vorfinden können.

Um diese höchst anspruchsvolle Arbeit zu verwirklichen, hat ihre Autorin, Hildegard Keller, Professorin für Mittelalterliche Literatur an der Universität Zürich und anerkannte Spezialistin dieser Materie, was ihre zahlreichen Publikationen belegen, einen Korpus von Werken als Ausgangspunkt für ihre Forschung gewählt, dessen Texte vom 12. bis ins 15. Jahrhundert reichen. Die Auswahl ist nicht nur umfassend, sondern auch dem Forschungsziel angemessen, was daran zu erkennen ist, dass ihre Schlussfolgerung zutrifft und nicht etwa Produkt eines Zufalls ist: Das „fließende Licht der Gottheit“ von Mechthild von Magdeburg, das „St. Trudpeter Hohelied“, „Tochter Zion“ von Lamprecht von Regensburg, das einzigartige „Driu liet von der maget“ vom Priester Wernher und das herrliche Werk Hartmanns von Aue „Der arme Heinrich“. Es handelt sich um eine Auswahl, die die Attraktivität der vorliegenden Forschungsarbeit dank der Einzigartigkeit der Werke und ihrer vielschichtigen Herkunft nur noch steigert und dies trotz der Tatsache, dass die Autorin zu keinem Zeitpunkt erklärt, warum sie gerade diese Texte gewählt hat.

Wie auch immer: Es gelingt Hildegard Keller anhand dieser Texte zu beweisen, dass die Vorstellung der göttlichen Liebe zwischen geistlichen Frauen, jenen also, die sowohl von der Gesellschaft als auch von sich selbst als „Braut Gottes“ betrachtet werden (ein Begriff, der noch bis vor kurzem in dieser Art und Weise verwendet wurde), und Gott einen höchst erotischen Charakter aufweist. Die Analogie zur Liebesbeziehung zwischen Mann und Frau liegt auf der Hand (rufen wir uns nur etwa in Erinnerung, wie sich die Nonnen der Ordensgesellschaft Hildegards von Bingen mit ihren besten Gewändern bekleideten und schmückten und so zur Messe erschienen, um sich voller Schönheit ihrem Geliebten zu zeigen, was ihnen unter anderem fortwährend zahlreiche Anschuldigungen und Vorwürfe seitens der Mönche des Klosters Rupertsberg eintrug). Die Literaturforschung, die sich vor allem mit dem christlichen Element beschäftigt hat, hat dem erotischen Aspekt in der Regel wenig Beachtung geschenkt. Das liegt sicherlich zum Teil